Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 6

Artikel: Episode in Rom
Autor: Baer, Ernst Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663969

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Episode in Rom.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

„Engstirnige Köpfe überall!" murmelte Anselm Feuerbach, der junge, deutsche Maler. Er stand vor dem breiten Fenster seines Ateliers. Mit zwei Fingern strich er sich die „Fliege" an der Unterlippe glatt, während sein Blick unruhig durch den stillen Garten und wieder zurück zu den Studien und halbfertigen Bildern an den Wänden schweifte.

Nanna trat ihm aus den Gemälden entgegen, seine Nanna, das schönste Modell von Rom. Seit fünf Jahren gehörte es ihm allein. Auf den kursierenden Tratsch in Heidelberg und Karlsruhe, daß er sein Modell mit Samt und Seide überhäufe, während er selber in abgeschabten Kleidern gehe, hatte er erwidert, daß man der Nanna die paar Seidenfetzen, die sie sich selber schneidert, nicht mißgönnen sollte; er jedoch bleibe immer der Maler Feuerbach, gleichviel, welchen Rock er anhabe.

Zum Trotze hätte er sie geheiratet, wenn nicht Religionsgründe...

Ein leises Klopfen unterbrach seine Gedanken. Er ging die Tür öffnen. „Sie" trat ein, ernst und schön im wallenden Kleide.

„Du kommst spät!" sagte er.

Sie nickte ihm flüchtig zu und warf den Umhang ab. „Ich muß gleich wieder fort," erwiderte sie mit verhaltener Stimme.

„Fort?" Ein leises Mißtrauen regte sich in ihm. Die scharfen Linien seines männlich hübschen Gesichts tragen einen gequälten Zug.

„Zu den Eltern will ich, nach Trastevera."

„Und ich? — Was wird mit der Arbeit an den Studien?"

Sie zuckte die Achseln und begann Kleidungsstücke einzupacken.

„Nanna! Bin ich dir nicht mehr gut genug?"

„Anselmo!" wehrte sie in leichter Verlegenheit ab.

„Ich fühle es schon lange, daß du mir fremd geworden bist."

„Maestro di Schack wird finden, daß „Laura in der Kirche" doch wieder zu sehr Nanna ist!" entgegnete sie kühl.

„Das hat dich nie gestört!"

„Aber jetzt stört es mich."

„Baron von Schack bekommt meine Bilder für einen Pappenstiel. Wenn er sich weiter mokiert, mache ich mit ihm Schluß. Ein paar Aufträge, um nicht zu verhungern, finden sich schon."

Mit dem Finger winkte sie ab.

„Um nicht zu verhungern!" wiederholte sie geringschätzig.

Anselm Feuerbach zuckte schmerzlich zusammen. „Unsterblichkeit will erkämpft sein!" verteidigte er sich. „Mehr als das Zehnfache wird man für meine Werke zahlen, wenn ich nicht mehr bin. Was du hier siehst, hat einen Wert von zwanzigtausend Gulden: seit Monaten warte ich auf lumpige siebenhundert und muß mich einschränken. Pech! Natürlich, aber du weißt, daß ich nicht Not leiden brauchte." Unmutig wandte er sich ab, trat an die Staffelei. Eine Weile war es still, so merkwürdig still, als müsse etwas Verhängnisvolles geschehen.

Endlich erklang Nannas Stimme: „Ich wünsche dir Glück, Anselmo!"

„Glück?" Er drehte sich hastig um. Aber sie schlug schon die Tür hinter sich zu. Müde sanken die Hände herab. Glück! Das klang wie ein Abschied, wie Hohn obendrein. Waren denn alle Menschen gegen ihn?

Tagelang verschloß er sich im Atelier. Die Arbeit blieb liegen. Die Bilder an den Wänden drehte er um, damit er „sie" nicht sehe. Dennoch lauschte er sehnsüchtig nach einem bekannten Schritt vor der Tür.

Endlich und langsam fand er seine Ruhe zurück. Der alte, fünfundsiebzigjährige badische Bildhauer Lotsch sagte ihm zuerst die Wahrheit, die man in Künstlerkreisen längst wußte: Nanna war mit einem andern davongegangen.

Feuerbach tat gelassen. „Ich dachte es mir!" lachte er kurz auf.

Doch in übereilter Hast verließ er Rom. —

Das Schicksal wollte ein Wiedersehen mit Nanna. Es war im Februar 1868, drei Jahre nach dem Abschied, als er wieder nach Rom zurückkehrte. Da traf er sie an einer Straßenkreuzung, in Haltung und Kleidung heruntergekommen. Ohne sie zu beachten, wollte er vorübereilen.

Doch sie haschte nach seiner Hand: „Anselmo!"

Er blieb stehen.

„Anselmo!" bat sie zögernd noch einmal. „Brauchst du — ein Modell?"

Da winkte er mit dem Finger ab, genau, wie sie es damals getan, und ließ sie stehen. Zu sehr hatte ihn ihre Untreue getroffen.

Den Abend verbrachte er nachdenkend im Ate-

lier. Er hatte seine Stellung als Künstler in den letzten drei Jahren wesentlich befestigen können. Der Name Feuerbach besaß neben Böcklin und Lenbach einen hervorragenden Klang. Eine leise Bitterkeit war in ihm, als er in sein Tagebuch schrieb: „Kein Weib hat je den Mann des Genius halber geliebt, es kennt nur die Person und den Erfolg."

Anselm Feuerbach starb unverheiratet im Jahre 1880.

Der Bücherwurm.

Von Felix Hageman.

Schon auf der Schule nannten ihn seine Mitschüler „Das heilige Rind". Kameraden hatte er wenige, Freunde überhaupt nicht. Seine Lehrer hielten ihn für stumpfsinnig. Aber wie es so manchmal vorkommt, täuschten sich die Lehrer. Arend war ein stiller, träumerischer Knabe, aber durchaus nicht stumpfsinnig.

Sein Vater war ein großer, dunkler, schweigsamer Mann und wohnte mit ihm und seiner Frau, die wie ein bleicher Schatten umherwandelte und oft zu Bett lag, in einem stillen, großen Hause, das am Ende des Dorfes mitten in einem schlecht gepflegten Garten stand. Jeden Tag fuhr Arend mit der Eisenbahn hin und zurück zu seiner Schule in der Stadt. Meistens allein, obwohl mehrere Schüler derselben Anstalt im Dorfe wohnten. Er versäumte die Schule niemals, er schwänzte nicht, er aß keine unreifen Pflaumen, er badete nicht an verbotenen Stellen, er zog kein Mädchen an den Zöpfen, er nannte den Schuldirektor nicht „Das Huhn", sondern Herrn Jaarsma, wie er hieß. In freien Stunden in der Stadt aß er sein Brutterbrot mit einem Glas Milch in einer kühl-dämmrigen Imbißstube und ging dann im großen Stadtpark spazieren und lauschte auf Erzählungen in seinem Innern, unter dem Gezwitscher der Vögel.

Er war nicht beliebt — er war ebenso wenig verhaßt. Man wußte kaum, daß er da war. Die Kameraden hatten allerlei Klubs — er hielt sich fern. Sie schmiedeten mancherlei Komplotte — niemals beteiligte er sich daran.

Am liebsten hielt er sich zu Hause im Bibliothekzimmer auf. Es hatte zwei hohe, bogenförmige Fenster, durch die ein blaßgrünes Licht hereinfiel. Schwere, antike Möbel standen darin und in drei geschnitzten Eichenholzschränken, durch die Zeit beinahe schwarz geworden, befanden sich an zweitausend Bücher jeder Art.

Arend war zwölf Jahre alt, als er die Bücher zu lesen anfing. Er wußte nicht, ob er es eigentlich durfte, aber es schien niemand da zu sein, der es ihm verbieten konnte oder wollte. Er las, und in seiner jungen, dem Phantastischen zugeneigten Seele formten sich Träume und unverdauliche Wissenschaft, halb begriffene Wahrheiten und Wünsche, Wissen und tastendes Halbverstehen zu einem wüsten Durcheinander von Eindrücken, die das Gemüt des Knaben nicht wenig beschwerten. Er las Bücher, in denen feine Geister von zarten Kinderseelen schrieben, Bücher, in denen rauhe, starke Männer harte Abenteuer zu bestehen hatten, er las von Waffengeklirr und geflügelten Märchentieren. Er las von gefangenen Prinzessinnen, die in Zauberschlössern wohnten, chinesische Legenden, die Geschichte Amerikas und andere Entdeckungsreisen, Erzählungen voll Blut und unbegriffener Liebesabenteuer. Stundenlang saß er dort in dem bläßlichen Licht am Fenster und las, und die Jahre flohen, und er glaubte, aus allen Büchern das Leben bis zu seinen letzten Geheimnissen kennen zu lernen.

Arend war fünfzehn Jahre alt, als seine Mutter starb. Er stand neben ihrem Bett und sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen an. Vielleicht hätte sie jetzt noch etwas zu ihm sagen wollen, aber sie konnte es nicht mehr. Sie wurde begraben, und sein Vater ging in schwarzem Anzug und hohem Hut hinter ihrem Sarge zum Kirchhof. Dann kehrte er nach dem großen Hause zurück, das kaum stiller geworden war, legte seinem Sohne die weiße, kühle Hand auf den Kopf und ging an seine Arbeit.

Und der Junge nahm seine Lektüre wieder auf. Es waren viele alte und kostbare unter den Bänden, mit großen, verzierten und verschnörkelten Anfangsbuchstaben und mit Holzschnitten illustriert. Er las mit fieberhaftem Eifer, um zu wissen, zu kennen, zu verstehen. Heere zogen auf und wurden geschlagen, Länder stiegen empor und versanken in der Nacht der Vergessenheit. Kulturen entstanden und starben ab wie von Raupen benagte Blätter, die Menschen haßten und töteten einander, sie hatten einander lieb und litten. Das alles stand in den Büchern. Aber es kam ihm vor, als sei er des wahren Wissens noch nicht teilhaftig geworden. Es fehlte etwas, und er wußte nicht was. Manchmal lief er mit einem